

Wendy K. Harris

Das  
*Erbe*  
der  
*Insel*

Roman

Weltbild

## Das Erbe der Insel

Wendy K. Harris

Nach verschiedenen beruflichen Stationen, etwa als Bankangestellte in London oder Homöopathin in Herefordshire, lebt Wendy K. Harris mit ihrem Mann und ihren fünf Kindern auf der Isle of Wight, wo sie ihrer großen Leidenschaft nachgeht – dem Schreiben.

Wendy K. Harris

# Das Erbe der Insel

Roman bzw. Erfahrungsbericht

Aus dem Englischen von  
Antje Althans

**Weltbild**

Die englische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel  
*The Sorrow of Sisters* bei Transita  
Die deutschsprachige Ausgabe erschien 2005 unter dem Titel *Die fremde Schwester*  
bei der Verlagsgruppe Random House GmbH, München



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2005 by Wendy K. Harris  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Verlagsgruppe  
Random House GmbH, München  
Copyright der Neuausgabe © 2018 dotbooks GmbH, München  
Übersetzung: Antje Althans  
Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Umschlagmotiv: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-98507-048-0

*Für Terry  
Weil er die Insel mit mir geteilt hat.*

Eine Vorbemerkung für meine Leserinnen und Leser

Sollten Sie die Isle of Wight besuchen, können Sie viele der  
Orte besuchen, die in dieser Geschichte vorkommen.  
Doch ein paar davon gehören ins Reich der Fantasie oder  
wurden womöglich ins Meer gespült.

Wendy K. Harris

Mein Vater. Fünfundachtzig Jahre und immer noch ein Heuchler. Er saß an seinem Rollschreibtisch, um sich wichtig zu machen, und versuchte wie immer, mir das Gefühl zu vermitteln, dass ich ihn bei etwas Bedeutsamem störte. Manchmal fragte ich mich, ob es ihm lieber wäre, wenn ich ihn mit Herr Doktor anredete statt mit Dad. Armer alter Mann. Er wirkte gebrechlich. Die schlaffe Haut unter seinen Augen und dem Kinn war von einer wächsernen Blässe, als seien Teile von ihm bereits gestorben.

»Dad.«

Er wedelte mit seiner knotigen Hand, um mich zu verschrecken, als sei ich noch ein kleines Mädchen. Aber ich ließ mich nicht mehr wegschicken, nicht in meinem Alter. Ich sprach gelassen, doch ich spürte, dass ich wütend wurde.

»Dad, ich kann nicht glauben, dass du sie einfach vergessen hast.«

Er warf mir einen Blick zu, der irgendwo in meiner Bauchgegend hängen blieb, und blinzelte heftig, um seine Augen vor der Grelle meines knallroten Fleecepullis mit den Eis laufenden Pinguinen zu schützen. Er atmete pfeifend und mir fiel seine angeknackste Rippe wieder ein. Letzte Woche war er über sein Kamingitter gestolpert, als er aufstand, um einen Patienten zu untersuchen. Dass er immer noch praktizierte, war auch so eine Heuchelei von ihm. Ein paar alte Freunde von ihm humpelten immer noch in sein trostloses Sprechzimmer, um sich den Abdomen auskultie-



ren und die Prostata untersuchen zu lassen. Ich atmete tief durch, um ruhig zu bleiben.

»Habt ihr mir aus irgendeinem Grund absichtlich nichts von ihr erzählt?«

Er sah mich immer noch nicht direkt an, sondern pochte vielsagend auf das Anwaltsschreiben, das ich ihm auf den Schreibtisch gelegt hatte, damit ich es wieder wegnahm. Ich zügelte meine Ungeduld und blieb schweigend sitzen, wohl wissend, dass ihn das zermürben würde. Verwirrt setzte er seine Brille auf und schaute sich in dem in Creme- und Brauntönen gehaltenen Raum um. Er betrachtete eingehend die einfachen anatomischen Modelle der Lunge und inspizierte die durchhängenden Regale, die mit verstaubten Forschungsarbeiten voll gestopft waren, als läge die Antwort dort, in seinem Lebenswerk. Es schien ihm zu helfen, sich wieder zu sammeln. Er pochte erneut auf den Brief, seine Hand wie eine hässliche Kröte.

»Ehrlich, Jane«, krächzte er. »Ich habe wirklich seit Jahren nicht mehr an sie gedacht – lange bevor deine Mutter starb.«

Er wandte sich mit seinem Drehstuhl von mir ab, als sei der Fall für ihn erledigt. Ich konnte das alte, knarzende Leder riechen. In letzter Zeit schien alles, was mit meinem Vater zu tun hatte, zu riechen und zu knarzen. Er nahm seinen Füller in die Hand. Vielleicht glaubte er, mich loswerden zu können, indem er mir ein Rezept ausschrieb. Doch ich blieb stur sitzen.

»Ehrlich gesagt hielt ich sie – wir beide, deine Mutter und ich hielten sie für tot. Lill ... Lillian war krank, als wir die Insel verließen.«

Er stolperte über ihren Namen, und seine Lippen bebten.

Dann lief ein Zittern durch seinen ganzen Körper, als hätte ihn eine eisige Hand im Nacken gepackt. Ich griff nach der Armlehne und drehte ihn zu mir zurück. Ich hätte ihn allein lassen sollen, damit sich sein Blutdruck wieder normalisierte. Aber ich konnte es nicht.

»Dad, das ist mir zu hoch. Willst du damit sagen, Mutter hatte eine zehn Jahre jüngere Schwester, die sie einfach verließ und irgendwann für tot hielt? Warum? Mir hat sie erzählt, sie sei ein Einzelkind.«

Er tastete in der Westentasche nach seiner Uhr, als hätte er gleich einen Termin.

»Ich erinnere mich nicht, dass sie dir das erzählt hat.«

»Na gut. Vielleicht hab ich das nur geträumt. Aber selbst wenn, warum hat sie Lillian nie erwähnt?«

»Keine Ahnung. Ich nehme an, sie haben sich wegen irgendeiner Lappalie gestritten und den Kontakt abgebrochen.«

»Einer Lappalie? Wir reden über ihre kleine Schwester, ihre einzige Verwandte! Wie konnte sie nur?« Doch noch während ich sprach, konnte ich es mir sehr gut vorstellen. Der Name Victoria hatte wirklich gut zu meiner Mutter gepasst – sie war steif wie ein Korsett.

Er hustete trocken. »Es passieren eben manchmal Dinge, die man mit der Zeit vergisst.«

Verärgert raufte ich mir die Haare. »Aber Dad, Lillian war meine einzige Tante, und ich hab nichts von ihr gewusst, und jetzt ist es zu spät.« Ich spürte, wie mir vor Wut die Hitze bis in den Kopf stieg. Vielleicht sollte ich mir von ihm eine Hormonersatztherapie verschreiben lassen – aber davon hatte er bestimmt noch nie was gehört.

»Jane, reg dich nicht so auf. Du warst schon immer melodramatisch. Das merkt man an den albernen Büchern, die du schreibst.«

Ich regte mich aber auf. Ich fühlte mich hintergangen und verspürte dieselbe ohnmächtige Wut, die ich aus meiner Kindheit kannte, von der man weiß, dass sie einem rein gar nichts bringt, weil die Mauern, gegen die man kämpft, undurchdringlich sind. Und jetzt beleidigte er mich auch noch. Alberne Bücher! Die Schriftstellerei war mein Talent, mein Beruf. Meines Wissens hatte er noch nie einen Roman von mir gelesen. Und wenn doch, hatte er es nicht für nötig gehalten, einen Kommentar dazu abzugeben. Ein Buch hatte ich ihm sogar gewidmet.

Ich schnappte den Brief von seinem Schreibtisch, was ihn so erschreckte, dass er seine schlimme Rippe stauchte. In dem Moment befriedigte es mich ungemein, dass ich ihm wehtun konnte. Manchmal wollte ich ihm so gern wehtun. Oh Gott, was für eine fiese Ziege ich doch war. Dabei war er bloß ein gebrechlicher alter Mann, ein Opfer seiner Erziehung. Wie immer empfand ich sofort Reue. Ich streckte veröhnlich den Arm nach ihm aus, doch er zuckte zurück.

»Ach, Dad. Tut mir Leid. Ich vergesse dauernd deine schlimme Rippe. Ich wollte nicht wütend werden.« Immer war ich diejenige, die sich entschuldigte. Warum konnte er mich nie in den Arm nehmen und trösten? »Vielleicht solltest du dich lieber hinlegen.«

»Tu ich auch, wenn du mich in Ruhe lässt.« Er nahm die Brille ab und rieb sich die Augen, als wollte er mein Bild von seiner Netzhaut löschen. Er deutete auf seinen Stock und hievte sich unter Schmerzen hoch. Ich hätte ihm so gern ge-

holfen, doch ich wusste, dass er mich wieder zurückweisen würde. »Vielleicht wärst du so liebenswürdig, mir eine Tasse Tee zu bringen«, sagte er. In einem Versuch, die Sache wieder gutzumachen, sprang ich auf, um ihm die Tür zu öffnen.

Als er an mir vorbeischlurfte, blieb er stehen. »Du hättest sie nicht gemocht, die Schwester deiner Mutter, so seltsam und verrückt wie sie war.« Endlich sah er mich direkt an, mit wässrigen Augen, und die Worte brachen aus ihm heraus. »Fahr nicht rüber zur Insel, Jane. Da gibt's nichts zu sehen. Wraith Cottage ist eine Bruchbude. Lass das den Anwalt regeln. Vielleicht springen dabei ein paar Pfund für dich raus. Es wäre reine Zeitverschwendung.«

Einen Moment lang hielt ich seinem Blick stand, doch plötzlich fühlte ich mich klein und dumm und sah weg. Ich konnte den Bergnebel riechen, der unter der Haustür in den Korridor zog. Dads Stock klapperte auf den Dielen, während er ungeduldig darauf wartete, dass ich sein Arbeitszimmer verließ und die Tür zumachte, damit er sie hinter mir abschließen konnte.

Emmeline stand am Rande des Kliffs und sah hinaus aufs Meer. Sie war nach draußen gegangen, um den Vollmond zu sehen, doch schwere Wolken verdeckten viel von seinem Glanz. Sie durfte sich nicht zu weit vorwagen. Vor kurzem erst war ein großes Stück Land weggebrochen und hatte das überwucherte Ende des Gemüsegartens zum Teil mit weggerissen.

Sie spähte hinab zum Strand. Ihr wurde schwindelig, sodass sie sich mit dem Stock abstützen musste. Silberne Mondstrahlen huschten über den Strand und vermischten sich mit dem kräftigen Lichtstrahl vom St. Catherine's Leuchtturm. Sie stellte sich vor, sie könnte Lilly sehen, wie sie barfuß an der Brandung entlanglief, mit wehenden blonden Haaren, die braunen Arme und Beine sandverklebt, und lachte. Sie lachte immer.

Emmeline lächelte. Lilly schleppte Sand überallhin – verstreute ihn im Wraith Cove Hotel in den mit Teppich ausgelegten Fluren und auf den mit Samt bezogenen Sesseln. Doch das störte niemanden. Die Gäste streichelten ihr über den Kopf, ihr Vater schwang sie in die Luft und setzte sie auf den marmornen Tresen an der Rezeption. Sogar Henry hob sie auf die Schultern, trug sie hinunter zum Strand und ließ sie auf und ab hüpfen, bis sie vor Vergnügen quietschte. In Emmelines Erinnerung war es das einzige Mal, dass sie ihn hatte lächeln sehen – richtig lächeln, mit einem Gesicht, das vor Freude strahlte. Doch Victoria hatte nicht gelächelt. Sie

schaute mit ihren traurigen braunen Augen zu und wartete nur darauf, sich Lilly zu schnappen, um sie mit Bürsten und Kämmen zu quälen und ihre zappelnden Füße in Lacklederschuhe zu zwängen.

Emmeline seufzte tief und schloss die Augen. »Hilf mir, Lilly«, rief sie in die Dunkelheit. Sie spürte Lilly im böigen Wind und hörte sie in den klimpernden Muschelschalen, die an Schnüren von den Treibholzkulpturen herabhingen, von denen der Garten von Wraith Cottage voll war. Sie sah sie auch in den Nebelfetzen, die spiralförmig über dem Meer aufstiegen. Gespenster, hatte Lilly sie genannt, die Seelen der Ertrunkenen, die im Mondlicht spielten. »Du musst mir helfen, mich an alles zu erinnern, Lilly.«

»Aber du weißt doch alles, Emm.« Lillys Stimme klang klar und deutlich in Emmelines Kopf.

»Ich weiß, was passiert ist. Aber ich will alles wissen – all den Schmerz, den du vor mir verborgen hast.«

»Ich habe nichts vor dir verborgen.«

»Du hast mich beschützt, Lilly – um mich davon abzuhalten, ihn umzubringen. Du hast einen Teil von dir weggeschlossen.«

»Ich hab mich auch selbst geschützt, Emm. Ich habe mich davor geschützt, um neben meinem Schmerz nicht auch noch deinen spüren zu müssen.«

»Wir hätten schon früher darüber reden sollen – ich wusste ja nicht, dass du mich verlassen würdest.«

»Ich konnte nicht anders. Mein Herz war zu schwach, um weiterzuleben. Aber ich werde dich nicht verlassen. Ich werde bleiben, bis du bereit bist, mit mir zu kommen.«

»Zuerst muss die Wahrheit ans Licht, dann komme ich.«

Emmeline schlug die Augen wieder auf. Der Wind hatte eine Lichtung in die Wolken geschlagen, und die hellen Mondstrahlen malten einen silbernen Weg vom Horizont übers Meer, über den Sand und die Kliffs. Es war jetzt hell, wo sie stand.

»Armer Henry. Klingt, als hättest du dem alten Knaben ganz schön zugesetzt«, sagte Chas und unterzog seine Zähne im Spiegel der Frisierkommode einer eingehenden Untersuchung.

»Nein, Chas. Ganz schön zugesetzt hätte ich ihm, wenn ich ihm den schlaffen Hals umgedreht hätte.«

Chas schloss den Mund und schlug die Zähne aufeinander, um ihre Stabilität zu testen. Er fummelte immer an irgendwelchen Körperteilen herum, um sie auf ihre Strapazierfähigkeit und Anzeichen von Verschleiß zu überprüfen. Ich dachte oft, dass er einen guten Automechaniker abgegeben hätte. Jetzt richtete er sich auf, drehte sich zur Seite, hielt die Luft an und inspizierte seinen eingezogenen Bauch. Nach ein paar Sekunden atmete er normal weiter und ließ alles wieder bequem herabhängen.

»Das hat dich wirklich getroffen, Janey, stimmt's? Sie war doch nur 'ne alte Tante. Wahrscheinlich haben wir alle irgendwo eine. Warum regst du dich so darüber auf?«

»Ach, ich weiß auch nicht.« Ich warf mein Buch aufs Nachttischchen und ließ mich ins Bett zurückfallen. »Ich fühl mich bloß mal wieder übergangen. Abgesehen von Dad war sie meine einzige Blutsverwandte. Ich finde das wichtig. Ich weiß, sie hat mir ihr Cottage nur hinterlassen, weil es keine anderen Nachkommen gibt, aber ich hätte sie gern kennen gelernt. Wenn Dad stirbt, ist Schluss. Ich bin die Letzte aus unserer Familie.«



Chas knöpfte seine Schlafanzugjacke zu und stopfte sie in die Hose. Als er ins Bett stieg, gab die Matratze unter seinem Körpergewicht stark nach. »Du hast ja mich«, sagte er und legte mir den Arm um die Schultern.

Ich spürte den Trost, den sein warmer Körper mir spendete. Ich lehnte mich an ihn und roch seine Imperial-Leather-Seife. Ja, Gott sei Dank hatte ich ihn. Doch manchmal hinterließ das Fehlen einer Familie in mir eine große Leere. Ich fragte mich, wie ich mich ohne meinen Vater fühlen würde, auch wenn er mich auf die Palme brachte und sich meiner Liebe entzog. Und Chas, den ich über alles liebte und von dem ich zu sehr abhing – angenommen, er starb plötzlich. Wie würde es sich anfühlen, ganz allein auf der Welt zu sein, ohne jede Bindung, ohne Wurzeln? Würden meine Freunde mir jemals genauso viel bedeuten? Für sie stand die eigene Familie an erster Stelle. An wen konnte ich meine Lebenserfahrung weitergeben? Ich vermute, nur eigene Kinder sind daran wirklich interessiert.

Chas schien sich besser mit unserer Kinderlosigkeit abzufinden als ich. Er hatte ja auch eine Riesenfamilie, die sich jährlich um diverse Neffen und Nichten erweiterte. Seine Verwandtschaft war umfangreich, mit großen Mündern, Ohren und Augen wie Rotkäppchens Großmutter. Chas versuchte immer, ihr zu entkommen, ohne mit Haut und Haaren gefressen zu werden. Seine Familie war so umfangreich wie meine kümmerlich war. Er wusste das reduzierte Leben zu schätzen, das nur aus uns beiden bestand. Ich rang mit Worten, er mit Zahlen. Er drückte mir einen Kuss aufs Haar.

»So was passiert sonst keinem, stimmt's? Ein Schreiben

aus heiterem Himmel, das alte Tantchen Lill stirbt am Neujahrstag und hinterlässt dir ihre weltlichen Güter. Könnte aus einem Roman von dir sein.«

»Ganz bestimmt nicht. Ich würde nie über so was Abgedroschenes schreiben.« Frechheit! Zuerst mein Vater, und jetzt trivialisierte auch noch mein Ehemann meine Schreiberi. Machten sich hinter meinem Rücken etwa alle über meine Bücher lustig? »Falls es dir noch nicht aufgefallen ist, ich nehme meine Arbeit sehr ernst. Außerdem besaß sie keine weltlichen Güter.«

»Ein altes Cottage – das ist ein weltliches Gut.«

»Dad sagt, es ist 'ne Bruchbude und keinen Penny wert.«

»Jeder Besitz hat seinen Wert – und sei es nur der Abbruchwert.«

Ich merkte, dass er sich damit beschäftigt hatte. Chas teilte das Leben in drei Spalten ein: Schulden, Guthaben und ein ausgeglichener Kontostand. Wahrscheinlich kann man nicht anders, wenn man sich den ganzen Tag damit befasst. Genau wie ich keinen Satz niederschreiben kann, bevor ich das *mot juste* gefunden habe. »Schon, aber es steht auf einem Kliff, das ins Meer bröckelt. Nicht mal das Grundstück ist was wert, und natürlich gibt's auch keine Versicherung.«

»Großartiger Seeblick ... Ferienwohnung?«

Ich lachte über seinen Optimismus. Er konnte mich immer gut aufheitern. Wir waren ein bisschen wie Pu der Bär und I-Ah. Außer in Gelddingen, da war es genau umgekehrt. Chas machte sich um unsere Finanzen genauso viel Gedanken wie ich mir um meine Familienprobleme. Er war zwar als Kind von allen verhätschelt worden, aber er war

stets knapp bei Kasse gewesen. Ich dagegen hatte finanziell glänzend dagestanden, aber dafür in einem Mausoleum gelebt. Chas gähnte und sah nach, ob der Wecker gestellt war.

»Wir könnten hinfahren und es uns ansehen«, sagte er.

»Dad meinte, wir sollten das dem Anwalt überlassen. Er sagte, es wäre keine Reise wert.«

»Vielleicht ist es ganz nett. Ich war das letzte Mal als kleiner Pimpf auf der Isle of Wight.«

»Und ich bei meiner Geburt. Doch dann wurde ich rasch weggeschafft, bevor ich die Luft einatmen konnte, damit ich nicht an TB erkrankte. Im Nachhinein kommt mir das alles ein bisschen paranoid vor.« Ich stellte mir vor, wie ich in eine versiegelte Sauerstoffkammer gesteckt und mit Blaulicht auf dem schnellsten Wege zur wartenden Fähre gebracht wurde.

»Tja, Henry ist halt besessen davon. Er hatte jeden Tag damit zu tun und sah, was die Krankheit aus den Menschen machte. Und ich erinnere mich, dass deine Mutter schwach auf der Brust war. Wahrscheinlich hat er nur versucht, dich zu schützen. Auf seine seltsame vorsintflutliche Art liebt er dich nämlich.«

»Toller Ausdruck – für einen Buchhalter.«

»Beeindruckt? Den hab ich mir aufgespart. Hab ich aus der Financial Times.«

»Vielleicht könnten wir ein verlängertes Wochenende auf der Isle of Wight verbringen. Ein Winterurlaub würde uns gut tun.«

Chas grunzte, zog seinen Arm weg und schob durch sein Gewicht das Bett ein Stück nach unten. »Mal sehen, ich hab grad viel zu tun. Kann ich das Licht ausmachen?«

Ich kuschelte mich schläfrig an Chas, während sein Schnarchen zwischen erträglichen und unerträglichen Dezibeln schwankte. Ich stellte mir eine kleine Koboldschar vor, die tief in seiner Kehle Ausschachtungen vornahm und winzig kleine donnernde Sprengsätze zur Explosion brachte.

Ich fragte mich, ob Dad in seinem unangenehm feuchten Haus mit der veralteten Heizungsanlage schon schlief. Das graue, düstere Steinhaus hieß Winter Wood und stand im Schatten der Malvern Hills. Oder lag er unter seinen rauen Decken wach, lauschte dem klatschenden Regen und dem bitterkalten, seufzenden Wind und dachte an Mutter oder mich? Wahrscheinlich grübelte er eher über den Anstieg der Tuberkulosefälle in dicht bewohnten Einwanderungsgebieten nach. Obwohl er jahrelang als praktischer Arzt gearbeitet hatte, war sein Herz kranken Lungen treu geblieben. Er schrieb immer noch Abhandlungen darüber und schickte sie Gott weiß wohin.

Aber ich konnte mir meinen Vater nicht ohne seine Unterlagen und den Moder seines heiß geliebten Sprechzimmers vorstellen. Selbst Mrs. Watkins, seine vielseitig einsetzbare Sklavin, durfte nicht hinein, um Staub zu wischen. Sie versuchte immer, mich zu bezirzen, damit ich ihn dazu brachte, sein Zimmer aufzuräumen, als wäre er ein pubertierender Jüngling. Wahrscheinlich würden wir ihn dort irgendwann tot entdecken, auf dem Schreibtisch zusammengesackt, das zerbrochene Stethoskop um den Hals, die Hand auf dem Terminkalender.

Doch Chas hatte Recht – tief in seinem Herzen liebte er mich wahrscheinlich wirklich. Ich fragte mich, ob er heute anders wäre, wenn meine Mutter länger gelebt hätte. Seit

ihrem Tod waren fast dreißig Jahre vergangen. Damals war ich neunzehn. Wäre er umgänglicher geworden? Hätten sie seinen Ruhestand gemeinsam genossen und wären Hand in Hand über die Hügel geschlendert? Irgendwie glaubte ich es nicht – sie war eine geistesabwesende Frau, die ihr Leben damit verbrachte, pedantische Bilder von Pflanzen zu zeichnen. Sie katalogisierte ihre Zeichnungen mit einem Füllfederhalter, der so fein war wie eine Nadel, legte sie in Alben mit Seidenpapier und stellte sie weg.

Wenn ich mich still verhielt, zuckte sie bei meinem Anblick zusammen, doch wenn ich laut zu sein versuchte, um sie an meine Existenz zu erinnern, schien sie das ebenso zu beunruhigen. Es war, als lebte sie mit einem bestimmten Maß an Nervenanspannung, das keinerlei Schwankungen vertrug. Sie war von Blättern genauso besessen wie mein Vater von Lungen. Während ich größer, lauter und lebendiger wurde, schien sie zu schrumpfen und zu verblassen, als saugte ich ihr den Lebenssaft aus. Ihr schweres, braunes Haar, das sie in einem dicken Chignon trug, wurde zu einem dünnen, grau melierten Wulst. Auch ihre Zeichnungen wurden blasser; transparent wie Spinnweben. Jedes Mal, wenn ich in den Schulferien nach Hause kam, schien sie kleiner geworden zu sein. Sie atmete schwach und keuchend, und sprach sie jemand an, zuckte sie zusammen, als wäre sie bei etwas ertappt worden. Ich hatte das Gefühl, mich zurücknehmen zu müssen, indem ich gedämpfte Farben trug und leise redete, damit sie nicht zu Staub zerfiel wie eine ihrer spröden Pflanzen und weggeweht wurde, nur einen schwachen Veilchenduft zurücklassend, der mich daran erinnerte, dass ich eine Mutter gehabt hatte.

Gott sei Dank hatten sie mich ins Internat geschickt. Was für die meisten Menschen die Hölle ist, war mein Paradies. Ein Ort, an dem ich meine Einfälle ausleben, der Theatergruppe beitreten, fantasievolle Geschichten schreiben und angeben konnte. Ich lotete meine Grenzen aus, überschritt sie jedoch nie. Ich war beliebt und lustig, eine Anführerin. Den Ferien in Winter Wood versuchte ich zu entgehen, indem ich sofort zusagte, wenn jemand mich zu sich nach Hause oder zu Auslandsaufenthalten einlud. Meine Eltern erhoben nie Einwände gegen meine Abwesenheit.

Als ich noch ganz klein war, stellte ich mir, wie alle Kinder, die sich nicht zugehörig fühlen, vor, dass ich adoptiert war. Ich fand, in mir steckten zu viele Talente, um in dieses Mausoleum von einem Haus zu gehören. Ich betrachtete mich prüfend im Spiegel und weigerte mich zu sehen, dass ich die kastanienbraunen Haare und braunen Augen meiner Mutter und die schmale Nase meines Vaters geerbt hatte. Tief in mir war ich golden und eisblau und konnte zum nördlichen Polarlicht fliegen. Doch die schnöde Realität in Form meiner Geburtsurkunde setzte dieser Vorstellung ein Ende. Es gab keine wundersamen Eltern, die den Planeten nach mir absuchten. Doch auch als ich älter wurde, ließ sich meine blühende Fantasie nicht unterdrücken. Vielleicht war das eine Reaktion auf mein eintöniges Zuhause und die Tatsache, dass ich lieber las als aß. Aber es kam mir so vor, als wäre in jedem Menschen etwas verborgen, dem man nur einen kleinen Stups geben musste, um die sonderbarsten Ereignisse in Gang zu setzen.

Ich befreite mich aus der Steppdecke und rückte von Chas ab, der genügend Wärme abgab, um die ganze Nachbarschaft frostfrei zu halten. In letzter Zeit war mir aufgefallen, dass ich, wenn mir zu warm war, schwitzend und keuchend aufwachte, als würde ich erdrosselt. Als mir wieder kühler war, schlief ich bei dem Gedanken an Wraith Cottage und die Frage, was Tante Lillian verbrochen hatte, um von der Familie geächtet zu werden, ein.

Emmeline saß in Wraith Cottage am Küchentisch. Ihre Ellbogen ruhten in den vertrauten Rillen der abgenutzten Holzplatte. Sie starrte mit verklebten Augen auf ein aufgeschlagenes Buch. Auf der Innenseite des Hochglanzeinbandes war ein Foto von Jane, die mit ihrem schweren kastanienbraunen Haar und den tiefbraunen Augen genauso aussah wie Victoria. Wenigstens sah sie nicht aus wie Henry. Ob er schon tot war? Lilly hatte behauptet, er sei noch am Leben – sie könne es spüren. Aber Lilly war schon fast fünf Monate tot. Inzwischen konnte alles Mögliche passiert sein. Emmeline empfand nichts, wenn sie an Henry dachte – außer Hass.

Sie stützte den schmerzenden Kopf in die Hände und spürte die wenigen spärlichen Haarbüschel, die von ihren weichen Locken noch übrig waren. Sie wusste, wenn sie sich kämmte, würden sie ihr ausgehen, und sie wäre völlig kahl. Sie schloss die entzündeten Augen und horchte, wie die Wellen an das Kliff krachten und der Wind sandigen Regen gegen die Fenster warf. Kleine Zweige brachen von den Bäumen und schlugen auf das Blechdach des Seitengebäudes.

»Halt durch«, sagte sie zum Cottage, als sie die Wucht des Sturms spürte. »Halt durch«, sagte sie zu ihrem Körper, als sie den heftigen Schmerz fühlte. Einen Augenblick roch sie süßen Rosenduft. Sanfte Hände legten sich auf ihre, mit denen sie sich den Kopf hielt. »Lilly?«, flüsterte sie. Sie spürte,



wie ein Kuss ihre Kopfhaut streifte, und schlug die Augen auf. Marguerite stand neben ihr, das Gesicht bleich vor Sorge.

»Kommt Jane?«, flüsterte Emmeline. »Bleibt mir noch Zeit?«

Marguerite schloss beruhigend die Augen und öffnete sie wieder, groß und wässrig blau. Ihr Mund verzog sich zu einem leisen Lächeln. Emmeline stand auf und schlurfte zum Spülstein. Sie schüttelte Tabletten aus einer Flasche und schluckte sie mit Wasser. Mit zuckendem Gesicht drehte sie sich wieder zu Marguerite. »Ich muss jetzt schlafen«, sagte sie.

Ich konnte nicht schreiben. Es war, als hätte Tante Lillians Tod mein Leben auf Eis gelegt. Jeden Morgen, wenn Chas zur Arbeit fuhr, ging ich nach oben in mein Arbeitszimmer und wartete, während der Computer brummend und piepsend hochfuhr. Dann rief ich meinen Pu-der-Bär-Bildschirmschoner auf, damit mir die leere virtuelle Seite nicht anklagend entgegenstarrte.

Statt zu schreiben las ich in meinen alten Tagebüchern. Ich hatte jede Menge davon, beginnend in der Zeit, als ich schreiben lernte. Ich fing mit den ersten an und entzifferte mein verblasstes kindliches Gekrakel. Veranstaltungen und Ausflüge, Schulfreunde und die Höhen und Tiefen der Pubertät erwachten zu neuem Leben wie am Tag der Auferstehung. Doch nirgends fand ich einen Hinweis auf Tante Lillian oder andere Verwandte. Auch die Isle of Wight wurde nicht erwähnt, ebenso wenig wie die Vergangenheit meiner Eltern oder Großeltern. Die Geschichte meines Lebens, die ausgebreitet vor mir lag, erzählte mehr über die Familien meiner Freunde als über meine eigene. Wo waren meine Wurzeln? Ich war erstaunt, dass ich nie darüber nachgedacht hatte.

Ich war so vertieft in diese Selbstbetrachtung, dass ich nicht merkte, wie die Stunden verflogen, bis ich das Rumpeln und Klicken des Garagentors hörte, als Chas nach Hause kam. Ich schaltete den Computer aus und rechnete fast mit einer Verwarnung durch Microsoft, weil ich wertvolle Cyberenergie verschwendete.

»Ich glaub, ich hab 'ne Schreibblockade«, log ich Chas bei Pasta mit Pesto an.

»Und was wollen wir dagegen unternehmen?«, fragte er mit erhobener Gabel.

»Wir? Ich bin kein verstopftes Rohr. Du kannst nicht einfach bei Jumbo-Rohr anrufen, damit sie kommen und die Blockade beseitigen.« Wir waren beide gereizt. Chas machte sich Sorgen wegen seiner Investmentfirma, die schwer zu kämpfen hatte. Ich spürte, wie er mich von hinten musterte, während ich in der Küche herumpolterte und Kaffee kochte. Nahm er etwa Maß und überlegte, welcher Spirалendurchmesser bei mir nötig wäre? Heftig zog ich meine Bluse über den Hintern.

»Was willst du stattdessen unternehmen?«, fragte er, seine Worte mit Sorgfalt wählend.

»Ich glaub, ich brauch Urlaub. Ein Tapetenwechsel würde mir gut tun. Ich möchte auf die Isle of Wight und mir Wraith Cottage ansehen.«

»Allein? Aber ich möchte mit dir zusammen auf die Insel fahren.«

»Das geht nicht – du kannst nicht aus dem Büro weg, und ich muss jetzt fahren. Ich könnte mit dem Anwalt reden und rausfinden, wie die Dinge stehen. Wenn das Cottage verkauft werden kann, wäre das eine hübsche Finanzspritze für uns.«

Chas lehnte sich nachdenklich auf seinem Stuhl zurück. Mit dem offenen Kragen, der schiefen Krawatte und der angesäuselten Miene hätte er sich nur noch einen Frank-Sinatra-Hut aufsetzen und eine Zigarette aus dem Mundwinkel hängen lassen müssen, um auszusehen wie ein Pianist in einem Jazzclub.

»Es gibt bestimmt massenhaft Ferienwohnungen auf der Insel. Und bald ist Juni.« Ich war plötzlich ganz aufgeregt. »Vielleicht könnte ich sogar im Cottage unterkommen, wenn es bewohnbar ist.«

»Wohl eher nicht. Außerdem will ich nicht, dass du vom Kliff fällst.«

Ich lächelte. »Ich frage mich, ob das Cottage einen alten Kohlenherd hat. Ich hab so viele Bücher geschrieben, in denen sie vorkommen – vielleicht brauch ich das, um loslegen zu können. Andererseits könnte ich ihn gar nicht bedienen.«

Jetzt grinste Chas. »Leih dir doch einen Hund. Hunde wissen alles über Kohlenherde. Sie gehören zusammen. Sie sind untrennbar. Heutzutage kriegt man sogar einen umsonst dazu.«

»Was, einen Hund zum Küchenherd oder einen Küchenherd zum Hund?« Ich legte die Hände auf seine Schultern und küsste ihn auf den Hinterkopf. Dabei fiel mir auf, dass genau an der Stelle sein Haar ziemlich dünn war. Wir konnten uns nie lange böse sein. »Also, was meinst du? Soll ich hinfahren?«

»Warum nicht?« Sein Gesicht hellte sich auf. »Ich kann das als Spesen für dich abrechnen – Recherche für dein Buch.«